



HELLMUTH  
KARASEK

DAS FIND  
ICH ABER  
GAR NICHT  
KOMISCH!

GESCHICHTE IN WITZEN UND  
GESCHICHTEN ÜBER WITZE

# Über dieses Buch

KENNEN SIE DEN? - WAS WITZE ÜBER UNS VERRATEN

Witze sezieren ihre Zeit. Gnadenlos, aber sehr lustig. »Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt«, sagt Joachim Ringelnatz. Und tatsächlich: Witze machen uns in vielen Situationen das Leben leichter, doch bleibt uns immer wieder einmal auch ein Scherz buchstäblich im Halse stecken.

Warum also erzählt man Witze zu genau dieser Zeit und genau so, wie man sie erzählt? Was gibt ihnen ihre Aktualität? Was verraten sie über die Menschen - über uns?

HELLMUTH KARASEK, DER UNVERBESSERLICHE  
WITZEERZÄHLER UND WITZEVERSTEHER, NIMMT UNS  
MIT IN DIE AMÜSANT-TIEFGRÜNDIGE WELT DES  
KOMISCHEN

# Über den Autor

**Hellmuth Karasek**, geboren 1934 in Brünn, leitete mehr als 20 Jahre das Kulturressort des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel*, war Herausgeber des *Berliner Tagesspiegels* und ist jetzt Kolumnist und Autor von *Welt, Welt am Sonntag*, *Berliner Morgenpost* und *Hamburger Abendblatt*. Zu seinen erfolgreichsten Büchern gehören *Billy Wilder - Eine Nahaufnahme*, der Roman *Das Magazin* sowie die Autobiografie *Auf der Flucht*. In *Süßer Vogel Jugend* zeichnete er seine Beobachtungen und Betrachtungen über das Alt- und Älterwerden auf. Sein Buch *Soll das ein Witz sein?* stand wie die begleitende CD und die DVD monatelang auf den Bestsellerlisten und entwickelte sich zum Longseller.

HELLMUTH KARASEK

DAS FIND  
ICH ABER  
GAR NICHT  
KOMISCH!

GESCHICHTE IN WITZEN UND  
GESCHICHTEN ÜBER WITZE

BASTEI ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2015 by Quadriga Verlag, Berlin, in der Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlagmotiv: Olivier Favre

Gesamtgestaltung: fuxbux, Berlin

E-Book-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-5877-0

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

# INHALT

Statt eines Vorworts: Von Kant zum Elefant

1. Aus gegebenem Anlass: Alt und älter
2. Jetzt im Rücken!
3. Im siebten Himmel
4. »Schön wär's!«
5. Gar nicht komisch? Oder schrecklich komisch?
6. Im Namen der Rose
7. Zucker und Zimt - Achtung, Tabuzone!
8. Die Zeit, als die »Witze der ›Zeit‹« erschienen
9. Ahaglich, Behaglich, Cehaglich
10. Der Mohr und seine Schuldigkeit
11. ... und freut sich auf den Afternoon
12. Der Runde muss ins Eckige - Galgenhumor beim Fußball
13. Kopfbälle
14. Unfreiwillige Komik: Friederike Kempner
15. Festgemauert in der Erden
16. Der Mond ist aufgegangen
17. Zote oder Zötchen?
18. Schülerstreiche und die »Feuerzangenbowle«
19. Witze, die mit der Sprache spielen und ferkeln
20. Coca-Cola im Kalten Krieg

21. Frauen, die die Hosen anhaben; Männer, die in  
Fummeln schummeln

Statt eines Nachworts: Menschliches, allzu  
Menschliches, Tierisches, Bestialisches

Quellennachweis

## STATT EINES VORWORTS: VON KANT ZUM ELEFANT

Pünktlich zum Jahreswechsel wählte die *Welt am Sonntag* in ihrem ersten Themenbuch zum neuen Jahr das Thema »Wie lustig sind die Deutschen?«. Sind wir zu Recht weltweit für unsere Humorlosigkeit verschrien, oder ist dies ein dumpfes Vorurteil? Sind wir wirklich die Nation, die zum Lachen in den Keller geht, die sich auf die fünfte Jahreszeit des Karnevals bezieht und sonst den Kabarettisten ihr Lachbedürfnis anvertraut? Der Lachsack seligen Angedenkens ist schon eine Weile außer Gebrauch. Eckart von Hirschhausen brach für den deutschen Humor in einem langen Interview eine Lanze.

Ich hatte das Glück, mit Eckart von Hirschhausen einen gemeinsamen Abend unter dem Titel »Ist das ein Witz?« zu bestreiten. Die Premiere war in Berlin, in der *Bar jeder Vernunft*, und Hirschhausen tat, was er in fast allen seinen öffentlichen Veranstaltungen macht: Er ging am Schluss ins Publikum und sammelte dort Witze ein. Auf diese Weise hatten wir ein schönes Feedback und lösten die Einseitigkeit des Witzeerzählens von der Bühne herab zu einer Art kommunikativem Stammtisch auf, jedenfalls in Ansätzen.

Damals war Günther Jauch im Publikum, meldete sich im Auftrag von seinem und meinem Freund Marcel Reif zu Wort, um einen neuen Witz beizusteuern. Seit einigen Jahren gehen Günther Jauch, Marcel Reif und ich, unsere Frauen und ein befreundetes Ehepaar von Jauch im Sommer an einem gemeinsamen Abend auf Sylt essen, und das endet zwangsläufig, möchte ich fast sagen, im Witzeerzählen. Die Witze spiegeln sicher auch unsere

Gemütslagen, Zeitstimmungen und persönliches Ungemach und Gemach wider. In Berlin also war es der folgende Witz, den Jauch uns öffentlich erzählte:

Ein Mann in einer Bar. Er hat einen Hund bei sich, den er auf den Tresen setzt. Der Barkeeper bringt dem Mann einen Drink und setzt vor dem Hund einen Blechnapf mit Wasser hin. Der Gast bedankt sich entschuldigend, indem er sagt: »Ich musste meinen Hund auf den Tresen setzen, er hat leider keine Beine.« Der Barkeeper zeigt, auch um seine Verlegenheit zu überbrücken, mit der Frage »Wie heißt denn Ihr Hund?« Anteilnahme. »Ach«, sagt der Mann, »der Hund hat auch keinen Namen, denn wenn ich ihn rufe, kommt er ja ohnehin nicht.« Darauf schiebt der Barkeeper, noch verlegener, die Frage nach: »Was machen Sie denn so mit Ihrem Hund?« Und der Mann antwortet: »Um die Häuser ziehen.«

Eckart von Hirschhausen erzählt den Witz viel, viel kürzer und allgemeiner. Bei ihm lautet der Witz so:

Was macht man mit einem Hund ohne Beine?  
Antwort: Um die Häuser ziehen.

Hirschhausen, so habe ich daran gemerkt, kommt es auf die knappe, kurze, kahle Pointe an. Für mich sind Witze eher Erzählungen, die eine Atmosphäre schaffen. Die Atmosphäre des Bar-Witzes ist die vom einsamen Mann, der am Tresen seinen Kummer mit einem oder mehreren Drinks löscht. Es ist der Kummer der Einsamkeit. In einer bestimmten Zeit galten Bartender als die Tröster, Beichtväter und Gesprächspartner der einsamen Trinker. Am schönsten kommt das in dem Frank-Sinatra-Lied *One for my baby and one for the long, long road* zum Ausdruck. Der Witz hat eine Beckett'sche Stimmung. Becketts

Figuren und Helden sitzen sozusagen beinlos in Urnen oder in Sandbergen eingegraben, die Heldin des Stücks *Glückliche Tage* steckt bis zum Hals in einem Sandberg, kann sich kaum bewegen, blinzelt aber der Sonne zu und sagt: »Das wird wieder ein glücklicher Tag gewesen sein.« Womit sie den Sonnenuntergang meint, den sie genauso reglos wie den Sonnenaufgang erlebt hat. Um die Häuser ziehen, das ist die entsprechende Beckett-Pointe dieses in Wahrheit trostlosen Witzes, der mit seiner absurden Trostlosigkeit Solidarität und Trost für alle einsamen Bar-Hocker liefert.

Wie gesagt: Ich habe den Witz als Erzählform für mich entdeckt, als eine eigene literarische Gattung, ähnlich wie das Volkslied und das Volksmärchen anonym, und natürlich gibt es sowohl gute wie schlechte Erzählungen, aber immer hat der Witz die Aufgabe, in einem Erzählkreis soziales Mitgefühl zu stiften und dem meist traurigen Anlass wenigstens ein fröhliches Gelächter zu entlocken. Hirschhausen erzählt noch einen anderen Witz:

Ein Berliner, dem sein Fahrrad gerade gestohlen worden ist, sagt: »Ein Wunder ist geschehen! Ich kann wieder laufen! – Jemand hat mein Fahrrad geklaut.«

Dieser Witz ist hier sozusagen seines historischen Ursprungs beraubt. Es ist ein Witz, der sich blasphemisch über Wunder lustig macht, indem er ein Wunder ad absurdum führt. Die Lahmen wieder gehen zu machen, die Toten aufzuwecken, das sind die Wunder der christlichen Religion. Und der Witz, der hier in Berlin nach einem banalen Fahrraddiebstahl auftaucht, gehört natürlich in den Kontext eines der berühmtesten Wunderorte, nach Lourdes, wo die Mühseligen und Beladenen hingehen, in der Hoffnung, auf wunderbare Weise geheilt wieder abreisen zu können. Also:

Riesengedränge in Lourdes. Auf einmal hört man einen Mann: »Jetzt kann ich wieder gehen! Jetzt kann ich wieder gehen!« Alle drehen sich nach dem Geheilten um, der ärgerlich fortfährt: »Jetzt haben sie mir mein Auto gestohlen.«

Auch dieser Witz also braucht einen historischen Kontext, eine atmosphärische Umgebung, aus der er nicht beliebig gerissen werden kann, weil er mit den Wurzeln seinen Humus verliert. Auch das macht ihn mit Märchen, Volksliedern und Kalendergeschichten verwandt: dass er im Lachen oder im erlösenden Gelächter, das eine Pointe auslöst, die Schmerzen zeigt, die die Menschen gerade bedrücken, und sich damit in einen bestimmten Kontext stellt.

Schon Immanuel Kant hat über das Wesen des Lachens und des Witzes keine blanke theoretische Abhandlung geliefert, sondern einfach Geschichten über das Lachen erzählt:

Wenn jemand erzählt: daß ein Indianer, der an der Tafel eines Engländers in Surate eine Bouteille mit Ale öffnen und alles dies Bier, in Schaum verwandelt, herausdringen sah, mit vielen Ausrufungen seine große Verwunderung anzeigte, und auf die Frage des Engländers: was ist denn hier sich so sehr zu verwundern? antwortete: Ich wundere mich auch nicht darüber, daß es herausgeht, sondern wie ihrs habt hereinkriegen können; so lachen wir, und es macht uns eine herzliche Lust: nicht, weil wir uns etwa klüger finden als diesen Unwissenden, oder sonst über etwas, was uns der Verstand hierin Wohlgefälliges bemerken ließe; sondern unsre Erwartung war gespannt, und verschwindet plötzlich in nichts. Oder wenn der Erbe eines reichen Verwandten diesem sein Leichenbegängnis recht feierlich veranstalten will, aber klagt, daß es ihm hiemit nicht recht gelingen wolle;

denn (sagt er): je mehr ich meinen Trauerleuten Geld gebe betrübt auszusehen, desto lustiger sehen sie aus; so lachen wir laut, und der Grund liegt darin, daß eine Erwartung sich plötzlich in nichts verwandelt. Man muß wohl bemerken: daß sie sich nicht in das positive Gegenteil eines erwarteten Gegenstandes – denn das ist immer etwas, und kann oft betrüben –, sondern in nichts verwandeln müsse. Denn wenn jemand uns mit der Erzählung einer Geschichte große Erwartung erregt, und wir beim Schlusse die Unwahrheit derselben sofort einsehen, so macht es uns Mißfallen; wie z. B. die von Leuten, welche vor großem Gram in einer Nacht graue Haare bekommen haben sollen. Dagegen, wenn auf eine dergleichen Erzählung zur Erwidern, ein anderer Schalk sehr umständlich den Gram eines Kaufmanns erzählt, der, aus Indien mit allem seinem Vermögen in Waren nach Europa zurückkehrend, in einem schweren Sturm alles über Bord zu werfen genötigt wurde, und sich dermaßen grämte, daß ihm darüber, in derselben Nacht die Perücke grau ward; so lachen wir, und es macht uns Vergnügen, weil wir unsern eignen Mißgriff nach einem für uns übrigens gleichgültigen Gegenstande, oder vielmehr unsere verfolgte Idee, wie einen Ball, noch eine Zeitlang hin- und herschlagen, indem wir bloß gemeint sind ihn zu greifen und festzuhalten. Es ist hier nicht die Abfertigung eines Lügners oder Dummkopfs, welche das Vergnügen erweckt; denn auch für sich würde die letztere mit angenommenem Ernst erzählte Geschichte eine Gesellschaft in ein helles Lachen versetzen; und jenes wäre gewöhnlichermaßen auch der Aufmerksamkeit nicht wert.

Zurück in die Zukunft: vom Witzeerzähler Kant zum heutigen Witzeerzähler an sich, dem dreisten, unvorsichtigen, zwanghaften, der sich oft auf schlüpfriges

Parkett begibt. Für ihn wiederhole ich einen Witz, der eigentlich nur erzählt werden kann und der den Titel für dieses Buch liefert, *Das find ich aber gar nicht komisch*:

In einer Abendgesellschaft erzählt ein junger Mann einen Witz über einen Elefanten, der durstig zum Nil gelangt und endlich trinken kann, nachdem er lange durch die Hitze gelaufen ist. Er tunkt seinen Rüssel ins Wasser, will sich das Wasser in den Mund schaufeln, da taucht ein Krokodil auf, schnappt nach dem Rüssel, beißt ihn ab und lacht höhnisch und laut: »Ha ha haha!« Da sagt der arme Elefant ohne Rüssel: »Daf find iff aber gar nift komiff!«

Als er kurz vor der Pointe ist, fällt dem unbedachten jungen Mann fast zu spät, aber siedend heiß ein: Um Gottes willen! Der Gastgeber hat denselben Sprachfehler wie der Elefant im Witz, nachdem ihm der Rüssel abgebissen wurde. Er ist also schon an der Stelle, als das Krokodil den Rüssel abgebissen hat und höhnisch lacht. Wie den rüssellosen Sprachfehler nicht wiederholen und doch noch die Kurve kriegen? Und so erzählt er: »Das Krokodil lacht ›Ha ha ha!‹, und der Elefant ohne Rüssel läuft und läuft und läuft.« Darauf der Gastgeber mit dem Sprachfehler: »Daf find iff aber gar nift komiff.«

Das ist ein Witz über das Witzeerzählen, über das Erzählen von Witzen par excellence. Den Witz, den ich hier noch einmal erzähle, weil er meinem Buch den Titel gegeben hat, ist ein Witz, der sich schriftlich nur sehr schwer wiedergeben lässt. Erzählen Sie ihn laut! Und verziehen Sie Ihre Lippen so, als hätten Sie keinen Rüssel mehr, indem Sie Zähne und Lippen nicht benutzen. Also! Geht doch! Alfo! Geht doff!

# 1. AUS GEgebenEM ANLASS: ALT UND ÄLTER

Man wird, wenn man alt wird, immer älter. In Sprüngen, in Schüben, die einen wie ein Unwetter überfallen. Oder die einen niederdrücken wollen und das auch schaffen, langsamer oder schneller, weil man, wie der Volksmund sagt (»Volksmund«, auch so ein veraltetes Wort, längst aus dem Gebrauch gekommen und genommen), immer mehr Jahre auf dem Buckel hat.

Merkwürdigerweise ist der Komparativ von alt, also älter, meist jünger als älter, erst recht als alt. Ein »älterer Herr« ist jünger als ein »alter Mann«, das hat auch mit der sozialen Konnotation zu tun. Ein »älterer Herr«, das ist einer, der mit bedächtigen Schritten im Kurpark beim Kurkonzert entlangschlendert, das Stöckchen mehr zur Zier in der Hand als zur Hilfe. Ein »alter Mann«, das ist meist jemand, dem man es ansieht, dass er sich ein Leben lang krummgemacht hat, um seinen Lebensunterhalt unter Aufbietung seiner Kräfte zu erwerben, wobei er dem Verschleiß, der Abnutzung unterworfen war. Ich erinnere mich an einen angeheirateten Großonkel, Gerbermeister in Metzingen, der von der jahrzehntelangen Arbeit an den Laugebecken mit der Lohgerbe, die penetrant stank und in der er die schweren Häute mit Stöcken und Stangen bewegt und herausgehoben hatte, klein und gichtig geworden war und in seinen späten Jahren mit Ächzen und humpelnden Schritten durch sein Haus schlich, den kurz geschorenen Kopf ab und zu an den grauweißen Stoppeln kratzend. Er hatte nur noch völlig abgenutzte Zahnstummel im Mund, und es hatte ihm die Hände gekrümmt und den Körper schief verzogen. Er wirkte wunderbar knorrig und

sprach, wenn er sich unbeobachtet fühlte, mit sich allein, brummend, schwer verständlich, nach innen artikulierend. Er war zehn Jahre jünger, als ich es heute bin, und wirkt in meiner Erinnerung zehn Jahre älter. Im Übrigen war er in seinen Sinnesäußerungen viel vitaler als mancher Stöckchen schwingende ältere Herr.

Der Stöckchen schwingende ältere Herr im Park und der durch sein Haus humpelnde alte Mann, das sind zugegebenermaßen Vignetten, wie sie ein Achtzigjähriger in seine Erinnerung schneidet, sie stammen alle noch aus einer Zeit, die längst nicht mehr die unsere ist, eher an Bad Gastein oder an Karlsbad erinnernd. Fahre ich heute durch Vorstädte, dann sehe ich, wenn es dunkelt, fast überall Wohnheime und in der Nähe Kliniken mit neonbeleuchteten Zähnen mit Wurzeln als Werbe- und Wahrzeichen, die die totale Stille und Menschenleere erleuchten. Den mümmelnden Greis gibt es nicht mehr. Er trägt Implantate. Nicht nur im Mund, auch in Hüfte und Knie. Oder er hat einen fest sitzenden Zahnersatz im Mund, was mich prompt zu meinem ersten Kalauerwitz führt.

Was entsteht, wenn ein Gebiss in einen Teller Spaghetti fällt?

Antwort: Zahnpasta.

Dieser Kalauer zeigt, dass man an allen Witzen ihre Entstehungszeit ablesen kann, ja, dass Witze ein Zeitgradmesser für ihre Entstehungszeit und ihr Verfallsdatum sind. An ihnen lässt sich eine Archäologie der Zeitläufe ablesen. Die Menschen müssen mit der italienischen Küche lange vertraut sein, also längst wissen, was Pasta ist. Und sie müssen, das ist noch länger her, über Zahnersatz verfügen. Von Helmut Schmidt, dem kernig bissigen Altkanzler, schrieb ein Sportreporter, als »Schmidt-Schnauze« wirklich noch über Biss und Macht verfügte - und nicht mehr nur das gern befragte

Altersorakel der Nation war: »Kanzler Schmidt grüßte mit seinen Zähnen.« Gemeint war das bleckende Lächeln der Dritten.

Alt, älter, am ältesten. Früher, als die Menschen noch nicht alt wurden, hatte man einen Riesenrespekt vor den Alten, jedenfalls im Regelfall, bevor Freud entdeckt hatte, dass die Urhorde sich in einem Aufstand der Jungen durch Morden und Totschlag der Alten entledigte. In frühkulturellen Zeiten hat sich das als Ödipus-Mythos niedergeschlagen, und in jedem Adoleszenten entdeckte der Vater der Psychoanalyse den Ödipus-Komplex.

Als die Alten in Wahrheit noch nicht alt wurden, machte man die Ältesten, also den Superlativ des Alten, zu Häuptlingen: zum Dorfältesten, zum Stammesältesten. Das spukt noch im Ältestenrat des Bundestages als Bezeichnung nach. Und in der Tatsache, dass nach Neuwahlen, wenn sich das Parlament neu konstituiert, der älteste Parlamentarier die erste Sitzung leitet, in der dann der Bundestagspräsident gewählt wird, der nicht mehr der Älteste sein muss und meist auch nicht ist. Alterspräsident des Bundestages, das ist eine kurze Ehre.

Andere Institutionen wie die Senate diverser Parlamente und Gerichtshöfe lassen wenigstens noch im lateinischen Namen (ein Senat setzt sich aus Senioren zusammen) diese Altersstufung anklingen. Außerhalb dieser parlamentarischen Ordnungen ist das Adjektiv »alt« eigentlich nur noch despektierlich gemeint: »alter Esel«, »alter Sack«, altmodisch spöttisch »alter Herr« (der aus der Hierarchie der Studentenverbindungen kommt) oder gar »altes Haus«, was so alt klingt wie »bemoostes Haupt«, das seinen Namen wohl den Bronzedenkmälern verdankt, die sich mit Grünspan bedecken, also verwittern, wenn sie lange dem Altern in der Luft ausgesetzt sind, und so an bemooste alte Steine erinnern. Dass man im Slang noch bei Jugendbanden »Alter« sagt, ist wohl noch eine Reminiszenz

an die (türkische) Urhorde. »He, Alter« hat etwas gleichzeitig Bewunderndes und Spöttisches.

Im Alten Testament der Bibel wurden die Menschen in der Legende angeblich uralt, mehrere Hundert Jahre. Darin gibt es die Geschichte von Lot und seinen Töchtern, die mangels anderer junger Männer, die alle bei Sodom und Gomorrha untergegangen waren, ihren alten Vater zum Beischlaf nötigten, um der Menschheit das Weiterleben zu garantieren. Die mehrhundertjährigen Methusaleme sind wahnwitzige Übertreibungen – zu viel des Guten, wahrlich. Das sogenannte biblische Alter, das selten erreicht wurde, währte siebzig Jahre und, wenn es hochkommt, achtzig. Erreichte man das einigermaßen gesund, bekam man als bemoostes Haupt den Ehrennamen »rüstiger Greis« – was sich zugegebenermaßen lächerlich anhört, wie der »Jüngling« für den jungen Mann verrostet klingt oder gar die »Maid«, die die Jungfrau und Jungfer ersetzte, weil mit ihr der Zustand der Unschuld vor der Defloration gemeint war. Das alles hat in der Gegenwart wenig oder gar nichts zu suchen – es sei denn, man schaut auf die enthemmte Soldateska afrikanischer Muslime, die einfach in der Schule junge Mädchen raubten. Ich möchte nicht verhehlen, dass dies sich mit einem hehren römischen Mythos trifft – dem Raub der Sabinerinnen. Aber das ist römische Geschichte und Kunstgeschichte seit der Renaissance und hatte in der Gegenwart wenig zu suchen und wenig zu bedeuten. Bis wir es auf einmal in der *Tagesschau* als krude religiöse Barbarei wiedersehen müssen.

Wenn wir Alten übrigens beim Einkaufen »junger Mann« genannt werden, meist von jüngeren Verkäuferinnen, dann ist das die pure Schmeichelei, die aber außer einer spöttischen Ironie keine Wahrheit hat, außer vielleicht der: »Sie halten sich noch für jung, also gut, dann will ich Ihnen den Gefallen tun, Sie so zu nennen, aber Sie wissen schon, dass ich das keinesfalls ernst nehme. Im Theaterrollenfach

wären Sie längst der komische Alte, der Kauz, der Hagestolz, eine Commedia-dell'-Arte-Figur.«  
Da wir inzwischen immer älter werden, gibt es dafür natürlich auch eine passende Geschichte.

In der sagt ein Achtzigjähriger zu einem anderen Achtzigjährigen: »Sag mal, wie hast du es geschafft, das bildschöne 22-jährige Model zur Heirat rumzukriegen?«  
Antwortet der andere: »Indem ich ihr vorgelogen habe, ich sei neunzig!«

Das ist, um mit Wien zu sprechen, eine »mörtelmäßige« Geschichte, die auf den Opernball gehört, zum ewig jungen Playboy Hugh Hefner oder dem New-York-Bebauer Donald Trump. Mit anderen Worten: Den Achtzigjährigen darf man sich als betucht vorstellen. Da steht er seiner Angeheirateten, wenn er neunzig ist, nicht mehr lange im Wege. Es ist die abstruse Sehnsucht nach der ewig währenden Liebe und unerlöschlicher Lendenkraft.  
Archäologie des Alters im Witz: 1986 lernte ich Billy Wilder kennen. Und bei einem der langen Gespräche, die wir erst über Wochen, später über Monate führten, erzählte er mir eine Geschichte aus der Zeit, als er noch Drehbuchautor in Hollywood war. 1986 war Wilder achtzig Jahre alt. Drehbuchautor war er in den späten Dreißigern und frühen Vierzigern. 1939 schrieb er an Lubitschs unsterblicher Komödie *Ninotschka* mit, in der »die Garbo lacht« und in »Europa die Lichter ausgingen«. Nun also die Geschichte. Sie handelt davon, dass im Alter die Würde des Altwerdenden bedroht ist, und stemmt sich mit sardonischem Grimm dagegen. Wie sich Alte bekleckern, wie sie vergesslich werden, ja, wie ihre Gebrechen und Schwächen sich nicht mehr kontrollieren lassen.

Also, Wilder war zum Hollywood-Mogul Zanuck geladen, der damals um die achtzig war. Wilder erzählte, dass er

eine junge Assistentin bei sich hatte, und als Zanuck ihm öffnete, bemerkte er, dass dessen Hose offen stand. Um dem alten Mann gegenüber der jungen Frau eine Peinlichkeit zu ersparen, raunte er von Mann zu Mann dem Alten zu: »Verzeihung, Mr. Zanuck, *your fly is open*, Ihr Hosenstall.«

Der alte Zanuck reagierte laut und zornig. Er herrschte Billy Wilder vor der jungen Frau an: »Sie glauben wohl, ich wäre alt, weil ich meine Hose nach dem Pinkeln nicht mehr schliesse. Aber alt, wirklich alt, bin ich erst, wenn ich sie vor dem Pinkeln nicht mehr öffne.«

Wie gesagt, das erzählte ein Achtzigjähriger einem Mittdreißiger (Zanuck/Wilder), der mir nun seine Geschichte erzählte, als er selbst achtzig war und ich dreißig Jahre jünger. Und jetzt, wo ich sie hier wieder erzähle, ist sie sozusagen von einem Achtzigjährigen über einen Achtzigjährigen erzählt, der selbst über einen Achtzigjährigen erzählte. Also (falsch gerechnet, aber richtig gedacht): eine bleibende, sich ewig wiederholende Geschichte von  $80 + 80 + 80$ . Ist gleich 240.

Nun ist das keine umwerfende Geschichte, aber doch eine wahre, wütende, über den Zerfall, den das Alter jedem, der alt wird, zumutet. Und ich bin die einzige Quelle, die sie überliefern kann. Das gilt auch für die folgende über einen späten Besuch bei Marcel Reich-Ranicki. Er war ein großartiger alter Mann, der zu einer zornigen Wahrheit, auch dem eigenen Alter gegenüber, neigte. Er schloss keinen faulen Frieden mit dem Zustand, von dem Philip Roth sagte, er sei ein Massaker. Philip Roth hat so weit vor ihm kapituliert, dass er aufgehört hat zu schreiben.

Nun also zu einem meiner letzten Besuche, wenn nicht dem letzten Besuch bei Marcel Reich-Ranicki.

Ich fragte ihn also: »Wie geht es dir?« Und er antwortete schlicht und einfach: »Schlecht!« Er sagte es

laut, so als wolle er keine Beschönigungen mehr machen. »Schlecht!« Und ich versuchte, mich in eine besänftigende, tröstende Formel zu retten, indem ich sagte: »Du siehst aber gut aus!« Worauf er ungnädig antwortete: »Im Gesicht fehlt mir ja auch nichts!«

## 2. JETZT IM RÜCKEN!

Das Alter ist eine Rückkehr zur Kindheit, bedenklich ist nur, dass man statt kindlich kindisch wird und der Pflegebedürftigkeit zuwächst, statt dass man ihr entwächst. Meldet sich das Baby mit Schreien und Weinen, wenn es Bedürfnisse oder Schmerzen hat, so erwerben wir im Alter Strategien, um uns zu melden. Wir neigen zur Hypochondrie, das heißt, wir hören auf die leisesten Signale unserer Alarmanlagen, auch weil wir fürchten, dass sie ständig Schlimmes ankündigen. Wie jedes Abhängigkeitsverhältnis – in der Kindheit Mutter/Kind, Amme/Kind, im Alter Arzt/Patient, Pflegerin/Pflegefall – ist die Beziehung nicht nur mit Liebe besetzt, von der einen Seite hasst man es auch, von der anderen Seite abhängig zu sein. Auf der anderen Seite fühlt man sich durch dauernde Inanspruchnahme genervt. Alte werden wie Säuglinge oft als Quälgeister empfunden. Mein neuer Lieblingswitz ist daher der folgende:

In der Klinik. Die Schwester kommt zum Oberarzt und sagt: »Herr Doktor, der Simulant auf Zimmer 216 ist gestorben.«

Darauf der Arzt: »Jetzt übertreibt er aber!«

Für Witze gilt, dass sie andere zu Witzen provozieren: »Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus«, hatten unsere Altvorderen mit einem Sprichwort gesagt. Geht man mit Witzen auf Reisen, dann freut man sich nicht darüber, dass die Witze an sich gut sind (man kennt sie selbst schon bis zum Erbrechen), sondern darüber, dass sie spontan ankommen, dass andere auf sie reagieren, als hörten sie sie zum ersten Mal. Oder zumindest, als seien sie froh, dass

andere mit ihnen mitlachen. Lachen stiftet Solidarität. Oft auch oder sogar meist durch Schadenfreude. Warum soll es anderen besser gehen als mir! Und da sie dabei lachen und ein wenig dabei auch über sich selbst, wird die Bosheit und Schadenfreude, die in fast jedem Witz provoziert wird, sozusagen »solidarisch«: Wir sitzen alle im gleichen Boot. Da hilft nichts. Also versuchen wir wenigstens, darüber zu lachen.

Ich habe an vielen Abenden vor Publikum Witze gelesen, besser noch: erzählt. Und oft habe ich, wie in einem Echo, Antworten bekommen, die meist so gehen: »Ach, da kenne ich auch einen!« Für Witze gilt die Redensart verstärkt: »Und so ergab ein Wort das andere!« Oder: »Ein Witz kommt selten allein!« Beispiele? Einmal war ich mit meinen Witzen zum Frühstücksfernsehen bei SAT. 1 eingeladen und lernte dort eine besonders gewitzte und gut aussehende Moderatorin, Simone Panteleit, kennen. Sie hat besonders hübsche Grübchen, und ich lasse mir nicht ausreden, dass Grübchen Lachfalten sind. Wir unterhielten uns im Vorgespräch, es war 6 Uhr morgens, über Alterswitze, und ich erzählte ihr prompt meinen damaligen Lieblingswitz, den ich meinem Freund Marcel Reif verdanke. Wir sind über Witze Freunde geworden, die wir uns erzählten, an Abenden, meist vor einem kleinen Kreis, nach einem gemeinsamen Mahl bei Tisch, der uns zu einem Wettbewerb animierte. Witze sind Hahnenkämpfe vor einem Publikum, in dem Frauen nicht fehlen dürfen, denn warum sonst sollte man sich aufplustern und zu krähen anfangen. Wichtig ist, dass ein oder zwei bei Tisch sitzen, die die Witze noch nicht kennen oder sie vergessen haben. Das häufigste Kompliment, das man von Frauen nach einem gelungenen Witz bekommt, geht so: »Dass Sie das alles behalten können! Ich kann mir keine Witze merken!« Manchmal wollen sie die Witze auch noch einmal hören und stellen sich nur so, als hätten sie sie vergessen, um keine Spielverderber zu sein. Schließlich stellt sich ja beim

gemeinsamen Lachen eine wohlige Stimmung ein. Beim Karneval muss man, um Ähnliches zu erleben, schunkeln oder mindestens zum Schunkeln bereit sein. Es ist eine ähnliche Nähe, wie man sie im Witz sucht.

Jetzt also, morgens um 6 Uhr früh, in einem nur begrenzt gemütlichen Studio, das die Vertrautheit und Privatheit ja nur simuliert. In jeder Hinsicht nüchtern. Berufsbedingt unausgeschlafen erzählte ich Frau Panteleit den Witz, der eindeutig auf eine Abendrunde geeicht war.

Kommt ein älterer Mann, so um die siebzig, zum Arzt und sagt: »Herr Doktor, ich habe nach dem Sex neuerdings immer so ein Pfeifen im Ohr.« Darauf der Arzt: »Ja, was erwarten Sie denn in Ihrem Alter? Standing Ovations?«

Diesen Witz nehme ich hier wieder auf, weil mir dazu eine Art medizinische Replik von Otto Waalkes in die Finger gefallen ist, der über die Freundschaft mit seinem früheren WG-Mitbewohner Udo Lindenberg sagte: »Wir reden über alles. Bei Sex in unserem Alter weiß man ja nie, ob das nun ein Orgasmus war oder ein Herzinfarkt. Da ist der Rat eines Freundes schon gefragt.«

Dass übrigens der Alterssexwitz längst auch die Frauen ereilt hat, macht die folgende Geschichte von der Hundertjährigen klar.

Eine Hundertjährige wird von einem Reporter besucht. Er bestaunt ihre Gelenkigkeit und ihre Figur, ihren Witz und ihre Geistespräsenz und fragt sie nach den Gründen.

Sie sagt: »Ich habe mich immer gut ernährt, viel Sport betrieben und viel Sex gehabt.«

Der Reporter starrt sie an: »Sex? Wann denn zum letzten Mal?«